Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 9 (1953)

Artikel: Johann Emanuel Veith
Autor: Görlich, Ernst Joseph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960912

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erst wenn es gelungen ist, den Glauben in Israel wieder zu verlebendigen und zu einer echten Lebensmacht zu erheben, werden die Probleme des Gesetzes für die Massen relevant werden. Eine jüdische Gesellschaft, die so glaubenslos ist wie der heutige Jischuw, kann die Relevanz der halachischen Probleme gar nicht erfassen. Ein Jischuw aber, der wieder vom prophetischen Glauben angerührt und aufgerührt wäre, würde das Gesetz von innen her erneuern und damit wieder zum «Baum des Lebens» machen.

So muß also heute die Bemühung zunächst auf das Primärreligiöse abzielen, die Wiedersichtbarmachung des geistigen Gehaltes des Judentums und seiner Botschaft: des Monotheismus, der jüdischen Ethik und des messianischen Gedankens. Gelingt das — und es ist unvorstellbar schwer, dieses Wort in unsere gottfernen Tage hineinzuschleudern —, so ist die Straße frei für jenes sekundäre Anliegen: die Erneuerung der Halacha, von der Dr. Leibowitz und seine Freunde heute schon ausgehen wollen.

JOHANN EMANUEL VEITH

von Dr. Ernst Joseph Görlich, Wien

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist in Wien ein neuer *religiöser* Aufschwung festzustellen, der im Verlauf einiger Jahrzehnte die österreichische Aufklärung, den sogenannten «Josephinismus», überwindet und den Weg für einen innerlichen Aufstieg der katholischen Kirche in der Habsburgermonarchie freimacht. Dieser Aufschwung ist im wesentlichen an die Person des in Südmähren geborenen Redemptoristenpaters *P. Klemens Maria Hofbauer* (sein Vater nannte sich noch Dworschak, und wie die Zeitgenossen berichten, sprach P. Hofbauer zeit seines Lebens das Deutsch mit böhmischem Akzent) geknüpft, eines Mitgliedes der im 18. Jahrhundert

von Alfons von Liguori gegründeten Ordensgemeinschaft der Redemptoristen. Um Klemens Maria Hofbauer, der im Jahre 1920 von der katholischen Kirche zum Heiligen erhoben wurde und als Stadtpatron der Bundeshauptstadt Wien verehrt wird, sammelte sich ein ganzer Kreis von Intellektuellen, Schriftstellern, Gelehrten, Pädagogen, die auch nach dem Tode Hofbauers im Jahre 1820 in seinem Geiste zu wirken trachteten. Zu diesem «Hofbauer-Kreis», der in der österreichischen Geistesgeschichte eine große Bedeutung besitzt, gehört auch *Johann Emanuel Veith*, durch Jahre hindurch einer der berühmtesten Domprediger von St. Stephan in Wien.

Das Leben Johann Emanuel Veiths ist deshalb von größtem Interesse, weil es uns einen Mann vor Augen führt, der mitten aus dem jüdischen Ghetto heraus auf die Kanzel einer christlichen Kirche geführt wird. Bekanntlich gibt es einige jüdische Konvertiten des 19. Jahrhunderts, die den gleichen Weg gegangen sind, und die katholische Kirche besitzt unter deren Zahl sogar den Stifter eines Ordens. Bei Johann Emanuel Veith aber kommt noch die Tatsache hinzu, daß er seinen Übertritt zum Christentum nicht um äußerer Gründe willen vollzog, sondern daß er aus einer einfach glänzenden Lebensstellung heraus auf das Wirken im Laienstande verzichtete und sich zum Priester weihen ließ, ja zeitweise sogar in den Orden seines Vorbildes, Klemens Maria Hofbauer, eintrat.

Johann Emanuel Veith wurde am 10. Juli 1787 zu Kuttenplan in Böhmen geboren. Er entstammte einer altangesehenen jüdischen Familie dieser Gegend. Sein Vater hatte bereits das Augenmerk des großen Volkskaisers Joseph II. (1780—1790) auf sich gelenkt, dem die österreichischen Juden bekanntlich eine ganze Reihe von Erleichterungen zu verdanken haben, unter dessen Herrschaft sie aber auch gezwungen wurden, Familiennamen anzunehmen. Seinen Neigungen entsprechend konnte der junge Veith studieren und geriet in Prag in den Bannkreis des bedeutenden Philosophen *Anton Günther* (1783—1863), der die katholische Glaubenslehre vom Kantianischen Standpunkt aus zu begründen versuchte und später mit der kirchlichen Obrigkeit in Konflikt geriet: eine Tatsache, die noch auf das Greisenalter Veiths ihre Schatten wirft.

Seit 1808 befand sich Veith in der österreichischen Hauptstadt. Er hatte sich auf das Studium der Tierarzneikunde geworfen und

— trotz seines jüdischen Glaubens und ohne daß ihn jemand zum Übertritt aufgefordert hätte — eine Professur an der neugegründeten Wiener Tierärztlichen Hochschule erhalten. Einige Jahre später war er sogar Rektor der Hochschule geworden. Er besaß nunmehr ein für damalige Verhältnisse ungewöhnlich hohes Einkommen, eine eigene Equipage, eine einträgliche Privatpraxis und Zugang zu den besten Kreisen der Wiener Gesellschaft. Besonders in den Familien mit heiratsfähigen Töchtern war der intelligente, hochgeachtete und gutsituierte Rektor und Professor sehr gern gesehen, weil alle Mütter ihn für einen hochwillkommenen Heiratskandidaten hielten.

Gerade in diesen entscheidenden Jahren vollzog sich aber die geistige Wandlung des Mannes und Gelehrten. Er selbst hat in späterer Zeit offen einbekannt, daß es der Einfluß des P. Klemens Maria Hofbauer gewesen war, der in ihm den Gedanken wach werden ließ, den jüdischen Glauben aufzugeben und die Taufe zu nehmen. Die inneren Kämpfe, die er gehabt haben muß, bis er sich zu diesem folgenschweren Schritt entschloß, zu dem ihn — wir betonen es noch einmal — nicht die geringste wirtschaftliche oder soziale Notwendigkeit drängte, müssen schwer gewesen sein: aber wir sind über sie viel zu wenig unterrichtet, als daß wir aus den spärlichen Andeutungen ein vollendetes psychologisches Bild erstehen lassen könnten. Wir müssen uns damit begnügen, das Endresultat festzuhalten: Johann Emanuel Veith wurde Christ. Darüber hinaus aber strebte er den Stand eines katholischen Priesters an. Mit besonderer Erlaubnis des erzbischöflichen Ordinariates zu Wien studierte er Theologie, während er noch seine bürgerliche Stellung bekleidete. Als er diese theologischen Studien beendet hatte, trat er vor seine erstaunten Freunde und die noch erstauntere große Welt mit der Mitteilung, daß er seine Professur und sein Rektorat niederlege und die Priesterweihe empfange. Dies geschah auch im Jahre 1821, einige Monate nach dem Tode des Klemens Maria Hofbauer. Und es scheint fast, als habe der Verstorbene seinem Orden in Johann Emanuel Veith einen Ersatz für sich selbst geben wollen. Denn Veith blieb kein Weltpriester und trat nicht in die geordnete Seelsorge der Wiener Diözese ein, sondern er schloß sich der Kongregation der Redemptoristen als Mitglied an. Freilich

war es dem eigenwilligen Charakter Veiths nicht völlig möglich, sich in die neugewählte Gemeinschaft einzufügen. Nach neun Jahren schied er 1830 aus der Kongregation der Redemptoristen aus und wurde Weltpriester. Das Ausscheiden erfolgte im ruhigen Einvernehmen mit der Kongregation, mit der Veith auch späterhin noch Verbindungen aufrecht erhielt.

Schon in jener Frühzeit begann Veith sich der journalistischen Tätigkeit zuzuwenden. Klemens Maria Hofbauer hatte immer wieder die Notwendigkeit einer guten christlichen Literatur betont. Unter seinem Schutze hatte der große Romantiker Friedrich v. Schlegel, der in österreichischen Staatsdiensten stand, eine literarische Zeitschrift herausgegeben. Jetzt schloß sich Veith mit dem Dichter Zacharias Werner (der vom evangelischen Bekenntnis zum Katholizismus übergetreten war und in den Wiener Kirchen nach seiner Priesterweihe Aufsehen erregende Predigten hielt) und dem elsäßischen Schriftsteller und Französischlehrer in Wien, Johann Silbert, zusammen und sie gaben literarische Almanache im Sinne der romantischen Dichtung heraus. In dem Taschenbuch «Balsaminen» (1823) versuchte er, die Stilgattung des religiösen Humors zu begründen. In zwei Bänden «Erzählungen und kleine Schriften» (1830), in drei Bänden «Erzählungen und Humoresken» (3. Aufl. 1848), in zwei Bänden «Stechpalmen» (1870) zeigte sich die scharfe witzige und satirische Begabung, die Johann Emanuel Veith besaß. Auch als Lyriker machte er sich einen Namen («Hundert Psalmen», 1868; und «Wintergrün», 1874) und sein «Lied von der Feldflasche» wurde in der Vertonung von K. Keller zum Volkslied. Zusammen mit seinem hochverehrten alten Lehrer Anton Günther leitete er 1849—1854 das Taschenbuch «Lydia». Das Jahr 1848, in dem sich der österreichische Katholizismus zum ersten Male seit den Tagen Josephs II. aus den Banden des reinen Staatskirchentums zu befreien vermochte, fand Johann Emanuel Veith ebenfalls gerüstet vor: zusammen mit dem Geschichtsschreiber Johann Paul Kaltenbaeck (1804—1861), der als Präsident des «Katholikenvereines» eine der führenden Persönlichkeiten in der katholischen Laienbewegung jener Tage in Österreich war, gab er die Zeitschrift «Aufwärts» heraus (1848), die es auf dreißig Nummern brachte und den Versuch unternahm, die Günthersche Philosophie den breiten

Massen des Volkes zugänglich zu machen. Als Beiblatt wurde der «Österreichische Volksfreund» geschaffen, dessen erste Nummer am 7. Oktober 1848 verkauft wurde und der bis 1877 bestand, zuletzt von Häusle, Hock und Veith geleitet.

Die größte Popularität erlangte Veith aber, als er 1831 — kurz nach seinem Ausscheiden aus der Redemptoristenkongregation — zum Domprediger von St. Stephan ernannt wurde. Er bekleidete diese Würde bis 1845. Seine Predigten — einige Sammlungen davon sind im Druck erschienen — zeichneten sich nach dem Urteil der Zeitgenossen und Zuhörer vielleicht weniger durch die rhetorische Gewandtheit und die Persönlichkeit des Redners aus (Veith war von unansehnlicher Natur und besaß keineswegs eine außergewöhnliche Rednergabe) als vielmehr durch die unübertroffene Diktion und klare Logik des Aufbaues, die in ihnen sichtbar wurde. Seine Freunde und Bewunderer verglichen ihn lobend auf diesem Gebiete mit den großen französischen Predigern Fénélon, Bossuet und Lacordaire. Auch wenn wir von diesem Lob einen Abstrich machen wollen, können wir nicht die Tatsache außeracht lassen, daß es sich bei Veith um eine wirklich bedeutende Predigerpersönlichkeit gehandelt haben muß. Nach dem Zeitalter der Romantik, das trotz einzelnen Nachwehen im wesentlichen nach 1848 zu Ende gegangen war, konnte man vielleicht gerade eine Persönlichkeit wie Veith mit seiner unbestechlichen Logik besser einschätzen. Denn auch nach seinem Rücktritt als Domprediger bestieg er immer wieder die Kanzeln der Wiener Kirchen, bis ihn tragischerweise ein Augenleiden, das sich immer mehr verschlimmerte und schließlich die völlige Erblindung des Greises herbeiführte, zwang, auf diese Seite seiner Tätigkeit zu verzichten: 1863 bestieg er zum letzten Male die Kanzel, um diesen Entschluß allen seinen treuen Hörern bekannt zu geben. Alle waren wie vom Donner gerührt. Niemand konnte sich vorstellen, daß Veith wirklich das Predigen unterlassen werde.

Aber es war traurige Tatsache. Als völlig Blinder, auf die Hilfe seiner Mitmenschen angewiesen, verbrachte Johann Emanuel Veith seine letzten Lebensjahre in der stillen Einsamkeit seiner Wiener Wohnung im ersten Stadtbezirk. Nur eine kleine Schar treuer Freunde fand sich um seinen Lehnstuhl ein und erleichterte ihm durch ihr Kommen das schwere Schicksal, das er im Hinblick auf

Gottes unerforschlichen Ratschlag geduldig und ergeben ertrug. Sehr schmerzte es ihn, daß seinem Freunde und Lehrer Günther Schwierigkeiten gemacht wurden, in die er nunmehr auch — als verlästerter Anhänger Günthers — ungerechtfertigter Weise hineingezogen wurde. Als Johann Emanuel Veith im Jahre 1871 sein goldenes 50jähriges Priesterjubiläum feierte, erhielt er vom Kaiser einen der höchsten Orden der Monarchie, das Komturkreuz des Franz-Joseph-Ordens, und die Gemeinde Wien ernannte ihn «im Hinblick auf sein wissenschaftliches, berufseifriges und humanitäres Wirken als Arzt, Philosoph und Priester» zum Ehrenbürger der Reichshauptstadt, aber der Kardinal von Wien, Othmar Rauscher, blieb der Festfeier fern und gedachte Veiths in keiner Weise. Der Jubilar nahm dies mit der Demut hin, die ihn sein ganzes Leben auszeichnete und ihm die glanzvolle bürgerliche Karriere mit dem schlichten Rock des Priesters hatte vertauschen lassen. Er mäkelte mit keinem Wort an diesem Schweigen und unterwarf sich dem Urteil seiner kirchlichen Vorgesetzten.

Im hohen Alter wurde Johann Emanuel Veith am 6. November 1876 aus dieser Welt gerufen. Mit ihm war der letzte unmittelbare Schüler von Klemens Maria Hofbauer gestorben. «Er, der so viele Jahre mit Hofbauer, Schlegel, Werner und den anderen Mitgliedern seines Kreises gelebt hatte, verkörperte gleichsam die Tradition der Hofbauerschen Romantik und führte sie in die Zeit nach dem Vatikanum fort», stellt der schweizerische Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Öhl aus Freiburg i. Ü. in einer Darstellung des literarischen Lebens der österreichischen Katholiken fest. Sein Name gehört — wenn er auch heute in den weiteren Kreisen vergessen sein mag — zum unverlierbaren Schatz der österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte.